

# „Grenzverletzungen haben die Betroffenen leider alle schon erlebt“

Mädchen und Frauen mit Behinderung sind bis zu dreimal häufiger sexueller Gewalt ausgesetzt als der Bevölkerungsschnitt. Wie das Projekt „Wima“ sie davor schützen will

Mädchen berichten von anstößigen Bildern, die ihnen über Instagram oder TikTok gesendet würden. Über Männer, die sie an der Bushaltestelle anstarrten oder unangenehm berührten. Über übergriffiges Verhalten von Betreuungspersonen und Mitschülerinnen. „Unter Mädchen mit Behinderung gibt es einen riesigen Austauschbedarf“, sagt Sophie Güthe. Sie betreut mit Irmgard Deschler das Projekt „Wima“ – eine Fusion aus den Vereinen „Wildwasser“ und „Imma“ –, das in seiner Gewaltpräventionsarbeit den Fokus auf Mädchen und Frauen mit jeglicher Art von Behinderung setzt. Die Pädagoginnen sollen ihnen helfen, sich in unangenehmen Situationen verteidigen zu können – körperlich und mental.

Deschler vom Verein Wildwasser besucht ältere Frauen in Wohnheimen und Werkstätten, Güthe vom Verein Imma Schulen und andere Einrichtungen der Behindertenhilfe, in denen junge Frauen bis zu 27 Jahren betreut werden. „Unsere Aufgabe ist es, einen Schutzzahmen für Betroffene herzustellen“, erklärt Güthe. Ins Leben gerufen wurde das Projekt im Mai 2021 als Reaktion auf den Münchner Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention.

Frauen mit Behinderung erlebten alle Formen von Gewalt deutlich häufiger als der Bevölkerungsdurchschnitt und als be-

troffene Männer, berichtet Deschler. Sie stützt sich auf eine Studie, die 2012 im Auftrag des Bundesfamilienministeriums veröffentlicht wurde. Bis zu 90 Prozent der Frauen mit Behinderung berichten darin von psychischen Gewalterfahrungen, die sich in verbalen Beleidigungen, Drohungen und anderen Formen der Ausgrenzung äußern. Körperliche Gewalt haben sie laut Studie fast doppelt so häufig wie Frauen im Bevölkerungsdurchschnitt erlebt, von sexueller Gewalt sind sie zwei- bis dreimal häufiger betroffen.

## Ältere berichten von massiven Übergriffen, die sie erst 50 Jahre später als solche erkennen

Zehn Jahre später sei die Situation mehr oder weniger dieselbe, sagt Deschler, die sich in ihrem Verein seit 20 Jahren für Frauen einsetzt, die in ihrer Kindheit und Jugend sexualisierte Gewalt erfahren haben. Lange Jahre hat sie als Traumatherapeutin gearbeitet, bis sie über den Kampfsport zur Präventionsarbeit gekommen ist. Früher habe sie in ihren Selbstverteidigungskursen den Fokus auf die körperliche Verteidigung gelegt, heute mache diese nur noch einen geringen Teil aus. Überwiegend setzt sie sich mit der mentalen Selbstbehauptung in All-

tagssituationen auseinander. „Denn auch Schwarzgurt-Karatefrauen werden vergewaltigt“, sagt die 66-Jährige.

Ihre Kollegin Sophie Güthe weiß sehr gut, wie Selbstbehauptung funktioniert, ohne physisch überlegen sein zu müssen. An Schulen führt die 30-Jährige Übungen und Rollenspiele mit ihren jungen Teilnehmerinnen durch. Manchmal stellt sie sich zusammen mit ihnen in einen Kreis und gibt ein Wort in die Runde: „nein“. Das soll jedes der Mädchen laut und deutlich ausprechen. „Erst mal wird ganz viel gekichert, aber nach kurzer Zeit merken die Mädchen, wie befriedigt sich das anfühlen kann“, erzählt Güthe.

Eine andere Methode ist die Gewaltskala. Diese liegt auf dem Boden und zeigt auf, welche Formen von Gewalt es gibt. „Viele Mädchen wissen zwar, was körperliche Gewalt ist, haben aber noch nie etwas von emotionaler, sexualisierter oder struktureller Gewalt gehört“, sagt Güthe. Dann werden alltagsnahe Fälle vorgelesen, die die Teilnehmerinnen in die Skala einordnen sollen. „Bei Mädchen mit Behinderung dauert es oft etwas länger, bis sie sich öffnen. Umso schöner ist es zu sehen, wie viele am Ende der Workshops aus sich rauskommen“, erzählt Güthe.

„Die älteren Frauen haben ein breiteres Spektrum an Lebenserfahrung und damit leider auch an Gewalterfahrungen“, berichtet Irmgard Deschler. 70 bis 80 Prozent ihrer Teilnehmerinnen offenbaren in den Kursen, die teilweise zwei bis drei Tage dauern, Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt. Oftmals kommen Erinnerungen aus der Schulzeit hoch, Geschichten über „massive Übergriffe“, die sie erst 40 oder 50 Jahre später als solche erkennen. Scheinbar unbeteiligt und emotionslos erzählen viele davon, „fast, wie wenn sie einen Zeitungsartikel vorlesen würden“.

Dass sich viele Frauen auch im Erwachsenenalter wenig mit ihrer eigenen Sexualität beschäftigt haben, rühre teilweise

auch von ihrer großen Abhängigkeit zu den Eltern, die unterbinden, dass ihre Töchter aufgeklärt werden. Betroffene werde etwa eine Dreimonatsspritze zur Verhütung verschrieben, erzählt Deschler, ohne dass sie überhaupt wüssten, wogegen sie wirkt. Oft werde Frauen mit Behinderung eingeredet, dass die Themen Sexualität und Aufklärung sie nicht betreffen – und doch kommen sie immer wieder damit in Kontakt.

Zugleich lernen Menschen mit kognitiven Einschränkungen, wie zunächst alle Kinder, ihre Zuneigung körperlich auszudrücken. Da sie die Phase der pubertären Abgrenzung oft nicht erleben, können sie Gefühle wie das Verliebte sein beispielsweise nur über eine überschwängliche Umarmung oder Küsse ausdrücken und werden

somit von vielen Menschen als „distanzlos“ wahrgenommen.

„Grenzverletzungen haben die Frauen leider alle schon erlebt“, sagt Sophie Güthe. Am häufigsten seien Gehörlose von Alltagsdiskriminierung betroffen, gefolgt von Blinden und Menschen mit Behinderung eingeredet, dass die Themen Sexualität und Aufklärung sie nicht betreffen – und doch kommen sie immer wieder damit in Kontakt.

Neben Betroffenengesprächen versucht Irmgard Deschler, möglichst viele Fachkräfte der Einrichtungen für ihre Fortbildungen zu gewinnen. „Denn wenn die Einrichtungen nicht an Bord sind, kön-

nen wir den Frauen viel erzählen“, sagt sie. „Und dass der Werkstattleiter nicht einfach den Arm um die Betroffene legen darf, ist für diese nur glaubwürdig, wenn auch die Leitung der Einrichtung hinter dieser Regel steht.“

Obwohl ein langsamer Wandel spürbar sei, könnten die Einrichtungen noch einiges dafür tun, Mädchen mit Behinderung besser zu schützen, sind sich Deschler und Güthe einig. Mehr Präventionsbeauftragte müssten engagiert, zeitliche Ressourcen geschaffen und Schutzkonzepte entwickelt werden. Doch dass das nicht allein Aufgabe der Einrichtungen ist, macht Güthe deutlich. Solange nicht alle bereit sind, hinzuschauen und Verantwortung zu übernehmen, werde sich nicht genug verändern.

KATHARINA FEDERL



Die Pädagoginnen des Projekts „Wima“, Irmgard Deschler (Bild oben, rechts) und Sophie Güthe, lassen die Teilnehmerinnen der Gewaltpräventionskurse laut „nein“ sagen.

FOTOS: BETHEL FATH, STEPHAN RUMPF

40 Aussteller

**TÖPFER  
MARKT**

**Schloss  
Blutenburg**

**15/16.  
Oktober**

Sa 10-18  
So 10-17 Uhr

[www.maerkte.info](http://www.maerkte.info)